

# Nach dem Sturme.

Roman von B. Henz.

## Erstes Kapitel.

Johann Hinrich Schenten & Co. hieß die alte solide Firma, welche seit Jahren sich behauptet in dem großen Pariserhaus der Reichstraße zu Hamburg, und Johann Hinrich Schenten hieß auch der gegenwärtige Chef derselben, denn Johann Hinrich wurden die Söhne ausnahmslos getauft, so lange es eben Söhne zu taufen gegeben hatte. Dieses Glück war nun leider dem jetzigen Inhaber der Firma nicht zu Theil geworden; zwar hatte seine Gattin ihm zwei Kinder geschenkt, aber Töchter, von denen die ältere vor nunmehr acht Jahren gestorben war, während die jüngere, deren Geburt der Mutter das Leben gelostet hatte, prächtig gedieh. Die jetzt zwanzigjährige Lisa war der Stolz und die Freude des Vaters, aber freilich einen Sohn vermählte er dennoch sehr.

Einige Jahre nach dem Tode der Gattin war Herr Schenten zu einer zweiten Ehe geschritten. Inzwischen blieb kinderlos; der so heiß ersehnte Erbe stellte sich nicht ein. Das war ein großer Kummer, der an seinem Leben fraß, und dieser Kummer hatte den Mann vor der Zeit verstorben und erst gemacht. Wer sollte die alte weltbekannte Firma weiterführen? Für wen schaffte und wirtete er noch? Das waren Fragen, die er sich gar oft, wohl täglich, wiederholte, um schließlich immer wieder zu dem Resultate zu gelangen, daß nur ein geeigneter Schwiegersohn diesen seinen Lebenswunsch würde erfüllen können. Und allmählich entwickelten sich aus diesen Reflexionen ganz bestimmte Pläne, die mehr und mehr Gestalt gewannen, je lieblicher sie sich entfalteten, Pläne, von denen er bisher nur seiner Frau bestimmte Andeutungen gemacht hatte.

Bestimmter denn seit langer Zeit schritt Herr Schenten heute früh die massiv eichene Treppe hinauf, um sich in seine Arbeitsstube zu begeben, die, wie in den meisten alten Kaufhäusern der Hansestadt, im Hochparterre neben dem Comptoir gelegen, von diesem durch eine doppelte Glasthür getrennt war. Schon beim Aufsteigen hatte er Unangenehmes erfahren aus dem Munde seiner Gattin, Dinge, die seine Lieblingshobby direkt berührten, und Frau Schenten hatte sogar über diese Mittheilung gelacht. Beifällig wurde seine läbliche Stimmung durch das trübliche Novemberwetter und den dunklen Himmel, der unaufhörlich ein Gemisch von Schnee und Regen herabschickte und die noch gelblich so reine weiße Decke der Straßen und Kanäle schmutzig und grau erscheinen ließ.

Als er den allerbühmlich ausgestatteten gemüthlichen Raum betrat, in welchem sein Vater, sein Großvater und vor ihnen viele des Namens gearbeitet hatten, schritt er zunächst gewohnheitsmäßig an das einzige große Fenster, um einen Blick auf den breiten Kanal zu werfen, der die Hinterseite des Hauses bespülte, und dessen Schneedecke heute doppelt schmutzig erschien, dann einen Blick auf die Bendale über dem mächtigen Schreibtisch, auf das Barometer neben demselben und endlich auf eine in die Wand eingelassene Scheibe von Milchglas, welche eine Windrose darstellte, deren Zeiger mit der Windfahne aus dem Dachstuhl correspondirte. So konnte er sich jederzeit orientiren über Wind und Wetter, über Ebbe und Fluth, und diese interessiren einen Rheder bekanntlich mehr noch als andere Sterbliche. Dann schritt er zur Glasthür, welche in das allgemeine Comptoir führte, und hob ein wenig die feidene Gardine, ließ sie aber mit einer ängstlichen Bewegung wieder fallen und setzte sich an den Schreibtisch, auf dem eine Menge noch unerbrochener Briefe lagen, die er zu lesen begann, indem er hier und da eine Bemerkung mit Bleistift an den Rand schrieb.

Herr Schenten war trotz seiner angehenden sechzig Jahre und des völlig ergrauten Haupthaars noch immer ein kräftiger, sogar hübscher Mann, dessen peinlich saubere Kleidung vom modernsten Schnitt dem Gelehrten nicht widersprach, daß er einst unter der Westhülle mit vollen Füßen genossen habe; doch das meiste lange der Zeit, jetzt erschien er nur noch im schwarzen Anzug, und zwar unabänderlich im Anzug; selbst im Winter bei denen Kältegraden sah man ihn in diesem Anzug zur Arbeit gehen, jede wärmere Kleidung verachtend. Er war eben ein Mann von unbegrenzter Willenskraft und eiserner Strenge, sowohl gegen andere, wie auch in gewisser Beziehung gegen sich selbst; dabei aber ein Mann von äußerst vornehmer Haltung.

Seine peinliche ihn entschieden irgend ein fataler Gedanke, denn bald erhob er sich wieder, blühte nochmals durch das Fenster der Zwischenthür und schlug dann leicht an eine kleine silberne Glocke, worauf einer der jüngeren Commis erschien.

„Ich lasse Herrn Selle bitten!“ Gleich darauf trat der Gerufene in das Allerheiligste.

Herr Selle, erster Procurist des großen Rhedereigenschaftes, war ein kleiner gebrechlicher Mann, dessen sichtbar zitterndes Haupt schneeweißes spärliches Haar bedeckte, das, gleichwie die gebeugte Haltung, sein hohes Alter verkündete. Er trug ein behtgraues Habit und weiße Halsbinde, ebenso sauber und fleckenlos wie sein Prinzipal, den er jetzt respektvoll, aber doch mit einer gewissen sicheren Vertraulichkeit begrüßte.

„Die Esmeralda hat Havarie gemacht“, begann Herr Schenten, einen der Briefe greifend, „sie liegt in Galapagos und zimmert. Wie hoch ist die Warte versichert?“

„Für die gegenwärtige Reise bis Ende nächsten Jahres mit schätztaufsend Markt, Herr Schenten, die Hälfte hier bei F. C. Knoll, die andere Hälfte bei Williams & Sons in London.“

Herr Selle sagte dies in ruhigem geschäftsmäßigem Tone; wer aber in das alle kluge Gesicht hätte sehen können, würde ein paar recht unzufriedene Blicke bemerkt haben, die aus dem fast jugendlich frischen Auge zu dem Prinzipal hinüberflogen. Herr Selle wußte bereits, wohin dieser wieder einmal steuern wollte, er kannte ja seinen Chef sehr genau, genauer als irgend Jemand des Geschäftspersonals oder der Familie. Herr Selle hatte schon dem Großvater und Vater desselben gedient, war im Laufe der Jahre vom jüngsten Kommiss bis zum ersten Procuristen aufgerückt und konnte in nicht zu ferner Zeit sein fünfzigjähriges Jubiläum als Mitarbeiter der Firma feiern. Er kannte, wie gesagt, seinen Chef sehr genau; er war immer ein feiner Beobachter, ein Denker gewesen, aber zugleich auch ein Vermittler zwischen Herrn und Diener, wo es galt, allzu große Schroffheiten des Ersteren zu mildern.

„Durch wen haben Sie damals die Versicherung besorgen lassen?“ fuhr Herr Schenten fort, ohne den alten Mann anzublicken.

„Wie immer seit Anfang dieses Jahres, durch Herrn Matta“, erwiderte Herr Selle, wobei ein feines Lächeln über das alte Gesicht flog. Die Frage war ja überhaupt überflüssig, Herr Schenten wußte dies ebenso gut wie sein Procurist und sollte er sich wirklich momentan nicht erinnern, — da lag das „Aufführungsjournal“ in Griffweite, er brauchte nur nachzuschlagen.

„So! Nun, hoffentlich ist die Sache in Ordnung! Ich möchte nämlich meinem Neffen nicht unbedingtes Vertrauen schenken“, fuhr er nach kurzer Pause fort, „er scheint leichtsinnig zu werden; wo mag er heute wieder stecken? Ich habe ihn nicht im Comptoir bemerkt.“

„Ihr Neffe war pünktlich um neun Uhr am Abend“, sagte der alte Herr ärgerlich, „pünktlich wie immer; er hat mich aber, auf zwei Stunden wieder fortgehen zu dürfen; er wollte den Doktor Binder auffuchen, sein alter Vetter ist erkrankt.“

„So! Natürlich, das geht vor! Es ist zwar recht hübsch und lobenswerth, daß Matta persönlich für seinen Diener zum Arzt nennt, bekundet aber doch im ganzen wenig wahres Interesse für das Geschäft. Dies soll ein Kaufmann, zumal ein Rheder, unter keinen Umständen vernachlässigen. Ich muß Sie bitten, Herr Selle, der Sie ja so vielen Einfluß auf meine jungen Leute üben, immer geübt haben“

Weiter kam der reiche Mann nicht. Der alte Procurist hatte sich jählings von seinem Stuhl erhoben und sagte, mit einer tiefen Röthe im Gesicht:

„Herr Schenten, Ihr Großvater und Ihr Vater waren zufrieden mit meinem Vinst auf die jungen Leute des Comptoirs, haben mir dies mehr als einmal bewiesen und würden auch jetzt zufrieden sein mit dem Einfluß, den ich auf Ihren Neffen übe. Wobin Sie mit den eben gesprochenen Worten zielen wollen, das weiß ich, bemerke aber dazu, daß ich Ihren Neffen, Herrn Heinrich Matta, als einen durchaus zuverlässigen und als einen jungen Mann erkannt habe, als einen Mann, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Uebrigens controlire ich die Auführung jedes ihm erteilten Auftrages, zumal die Affecuraten. Da nun aber Herr Matta mich gleichsam zur Vertung übergeben worden ist bei seinem Eintritt in's Geschäft, so möchte ich mir die Frage erlauben: inwiefern muß er für leichtsinnig gehalten werden?“

„Er verbräutet zu viel!“ war die unwillig herausgehohene Erwiderung. „Er hat sich in der Vorstadt St. Georg eine luxuriöse Wohnung gemietet.“ — Sie waren ihm ja wohl dabei beifällig.

„Ganz recht!“ unterbrach der alte Mann lächelnd, „aber bitte — nur weiter.“

„Er hält einen Bedienten, ferner einen Groom für den Reitstall — ich habe ihn vergangenes Sommer erst dreitausend Markt für ein edles Pferd bezahlen müssen und gleich darauf

achtshundert Markt für ein Segelboot; er bezieht ein monatliches Taschengeld von eintaufend Markt, und außerdem noch große Summen für Extragaugengebühren, die angelich seiner Sammelaffektion zu gute kommen das heißt zum Ankauf von Delgemälden und Aquarellen verwendet sein sollen; und gestern forderte er mir wieder zweitausend Markt ab, ohne Angabe, zu welchem Zwecke er das viele Geld benutzen will. Können Sie das bestreiten?“

„O, keineswegs!“ erwiderte Herr Selle kühl. „Aber ich bestreite auf's Entschiedenste, daß Ihr Neffe leichtsinnig genannt werden darf. Er hält sich zwei Meistpreise, wie hierorts wohl oder weniger jeder reiche junge Mann es thut, er ist Mitglied des Segelclubs wie die Söhne der meisten reichen Eltern, er hat einen Bedienten, wie er von Rindsbienen an gewöhnt gewesen, und er wohnt allerdings elegant und hübsch, sogar in meiner Nähe! Ich habe mich nämlich nur deshalb in St. Georg niedergelassen, weil die Wohnungen dort gesünder, freundlicher und billiger sind als in der Stadt. Und was seine Passion für Wilder anbelangt, so weiß ich von Künstlern, daß er in der That ein Verständnis für Malerei besitzt; ebenso meine ich, daß ein junger Mann, dessen Vermögen sich auf weit über eine Million beziffert, wohl etwas einer Liebhaberei opfern darf, die nicht zu den unsäuerlichen gehört.“

„Sie nehmen immer seine Partei, Herr Selle.“

„Und mit Recht, Herr Schenten“, erwiderte der alte Mann. „Ich glaube mir etwas Menschentennnis erworben zu haben im Laufe der Jahre, und außerdem — ich habe seine verstorbene Mutter gekannt und habe sie lieb gehabt, wie man nur sein eigen Kind lieben kann; da darf ich wohl auch den Sohn ein wenig lieben und veruchen ihm das zu erlegen, was er leider zu früh verlor. Mir hat bis heute noch Niemand gesagt, daß er leichtsinnig sei.“

„Dann will ich es Ihnen sagen, Herr Selle“, brauste der Prinzipal auf. „Seine Passionen sind wohl nicht immer die lautersten, denn — wann war es doch? Ja, ein das Thauwetter eintrat, am vorigen Dienstag, da fuhr meine Frau und Tochter zu Schiffen auf der Außenalster nach Hardelebude und begegneten dem Herrn Neffen mit einer jungen Dame, beide auf Schlittschuhen. Sie hatten sich gegenseitig die Hände gereicht und schwebten dahin, als ob die ganze Welt sie nichts angehe!“

Der alte Herr lächelte. „Geschicht dies nicht bei Tanzgesellschaften ebenfalls?“

„Bei Tanzgesellschaften? Sie meinen doch wohl Privatbälle? Nun, da weiß man, wenn man Zutritt gewährt. Aber öffentlich, gleichsam Arm in Arm mit einem Mädchen niederer Herkunft Schlittschuh zu laufen, das geht doch über Erlaubtes!“

„Also ein Mädchen niederer Herkunft?“ fragte der Procurist mit einem unfaßbar komischen Ausdruck des Gesichtes; „kann denn Ihre Damen das Mädchen?“

Herr Schenten war plötzlich an das Fenster getreten und trommelte auf den Scheiben, ein sicheres Zeichen hoher Erregung bei ihm. Die dreifache Frage seines Untergebenen geriet ihm; endlich wendete er sich um:

„Jawohl, meine Elise hat sie erkannt, es war die Tochter des alten Krämers, Ihres Nachbarn in St. Georg — wie heißt er gleich? — diesen Menschen, dem ich einst mein Haus verbieten mußte, als er zudringlich wurde. Nun, „Westermann“ nennt er sich ja wohl?“

„Ganz recht, Herr Schenten; ein hübsches Mädchen, die Tochter.“

„So, Sie kennen sie?“

„Ja, Herr Schenten, und auch die Eltern. Dieser „alte Krämer“ ist übrigens ein durchaus achtungswerther Mann, der sehr trübe Schicksale erlebt haben soll und schließlich fast erblindete. Die Tochter, ein höchst talentvolles Mädchen, ertheilt in zwei der größten Institute jungen Damen Unterricht im Zeichnen und Malen; Sie wissen ja, Herr Westermann war früher ein tüchtiger Künstler und hat auch in diesem Ihren Ansehn.“

„Sie sind ja sehr genau orientirt!“ unterbrach der Kaufmann.

„Wir sind Nachbarn, Herr Schenten.“

„Und mithin ist mein Neffe ebenfalls Nachbar? Köstlich! Aber ich bin gottlob im Stande, den Riegel vorzuschließen und den Jungen vor Abwegen zu bewahren; er soll und darf sich nicht verplümpern! Sein Vater hat glücklicherweise mich zum unbeschränkten Vormund bestellt, und ich werde ausgedehnten Gebrauch von dieser Vollmacht machen. Haben Sie den Vater näher gekannt?“

„Gekannt und gern geliebt, Herr Schenten“, erwiderte der alte Mann. „Ich sah diese Schülerin entfallen und wachte, sah den Jammer Ihrer Schwester, als Herr Matta wieder hinübergehen mußte nach Caracas, um in das Geschäft seines Vaters zu treten, und dann den Jubel, als er nach wenigen Jahren wiederkehrte, um sein junges Weib heimzuführen. Und als Ihre Frau Schwester dem Klimafieber erlag und Herr Matta auf den Wunsch der Verstorbenen seine Verbindungen drüben löste und

mit seinem kleinen Sohn nach Hamburg zog, da habe ich häufig mit ihm im Verkehre gestanden, habe ihm gerathen, so gut ich vermochte, und glaube — sein Vertrauen besessen zu haben. Leider erlag er ja bald der Krankheit, die er mit herüber brachte.“

„Ja, er starb hier in meinem Hause“, bestätigte Herr Schenten nachdenklich, „und hier in dieser Stube hat er seinen letzten Willen aufnehmen lassen, dessen Kenntniß den Herrn Sohn wohl etwas vorsichtiger machen dürfte in der Wahl — nun, mit einem Worte, warnen Sie ihn! Es könnte ihm bereits schwere Neue bereiten, wenn er leichtsinnig in's Zeug geht.“

„Soll ich diese Mittheilung als einen Auftrag ansehen, Herr Schenten? In dem Falle müßte ich bitten, mich mit dem Inhalte des Testaments bekannt zu machen, soweit es das von Ihnen berührte Verhältniß betrifft.“

„Sehr gültig, Herr Selle“, klang es fast höhnisch zurück, „das Testament kommt erst zu einem bestimmten Termin, am Tage seiner Großjährigkeit, zum Vorschein, und dieser muß abgewartet werden. Ich wiederhole aber, ein junger Mann verplümpert sich gar leicht, und Matta hat, wie es mir wenigstens scheint, besonders lockere Ansichten in dieser Richtung. Ich bin kein Dintel und Vormund, ihm auch sehr zugethan, obgleich er es nicht merken zu wollen scheint, und herzlich gern bereit, ihm in jeder Weise mit Rath und That zur Seite zu stehen, namentlich in einer Angelegenheit von so großer Wichtigkeit.“

Fortsetzung folgt.)

## Das Hundertfrankenstück.

Roman von B. Orth.

(21. Fortsetzung und Schluß.)

„Und diese Mörderin?“ fragten die beiden Zuhörer wie aus einem Munde.

„Ihr Name wird Ihnen völlig unbekannt sein. Er lautet Violetta Garnet, und die Unselige war die Tochter eines Artisten von italienischer Abstammung, der wegen verschiedener schwerer Vergehungen schon seit geraumer Zeit hinter schwedischen Gardinen sitzt. Sie stand eine Zeitlang in Beziehungen zu Ihrem Neffen Hermann Ollendorfs, und weil sie sich überzeugt hielt, daß der junge Mann sich um einer anderen willen von ihr abgeben würde, hatte sie den Entschluß gefaßt, sich an dieser vermeinten Nebenbuhlerin zu rächen. Ich weiß nicht, ob ich mich über diese Dinge sagen offen —“

„Ja, Sie dürfen ganz offen sprechen, Herr Kommissar“, sagte Margarethe, die Hand ihres Verlobten mit noch festerem und zärtlicherem Druck umschließend. „Die Nebenbuhlerin, von der Sie da sprechen, soll ich geizig sein — nicht wahr?“

Der Beamte verbeugte sich beifällig. Dann fuhr er fort: „Die Leidenschaftlichkeit des Mädchens muß etwas von wirklichem Wahnsinn gehabt haben, denn nur eine Wahnsinnige kann Handlungen begehen, wie diese Violetta Garnet sie zur Erreichung ihrer Absichten unternommen hat. Zunächst war es ihr darum zu thun, die Nebenbuhlerin, deren Namen sie aus einem ausgefangenen oder gehoblenen Briefe Ollendorfs erfahren, kennen zu lernen und zugleich eine Gelegenheit zur möglichst gefahrlosen Ausführung des geplanten Verbrechens auszukundschaften. Und wissen Sie, was sie nach ihrem Gefährlichkeits zu diesem Zwecke gethan hat? Sie suchte sich in männlicher Vertiefung ihrem Hausmädchen zu nähern, machte dieser zwei oder drei Tage lang in aller Form den Hof und benützte die ihr in verschiedenen Winkeln der Villa gewährten Zusammenkünfte, um sich das Haus anzusehen und sich über die Gewohnheiten und Eigenheiten seiner Bewohner zu unterrichten.“

„Sie also wäre der ungetreue Liebhaber der armen Lina gewesen?“ rief Margarethe. „Nun verzeihe ich freilich den hartnäckigen Blick, den dieser vermeintliche junge Mann mit zugehörten, als ich ihm im Stillen mit dem Mädchen überredete.“

„Und weiter?“ drännte der Kommissar. „Die abentheuerliche Kistenfindung — auch sie wäre diese Violetta Garnet gewesen?“

„Allerdings! Sie hatte in den Zeitungen von einem Schneider gesehen, der sich in einer Kiste hatte von Budapest nach Paris befördern lassen, und angesichts der so viel geringeren Entfernung schien es ihr ein leichtes, die Unbegreiflichkeit und Gefahren eines solchen Transportes auf sich zu nehmen, wenn sie dadurch die Möglichkeit erlangte, ihren Nachbarn durchzuführen. Der Liebhaber ihrer epileptischen Schwester ist ein edelmüthiger Hundertfrankler, in dessen Besitz sich eine für Violetta Zweck besonders geeignete Kiste befand. Sie wollte den jungen Menschen so weit in ihre Pläne ein, als es gelassen konnte, ohne ihm ihre wahren Absichten zu verrathen, und sie bestimmte ihn, die Kiste zu liefern, nachdem sie sich auf dem Boden, wo sie so lange geblieben, darin hatte einschließen lassen. Die Depesche an Frau Ollendorfs hat sie natürlich selbst aufgegeben, und die Herrschaften wissen ja, wie

vollständig der weitere Verlauf der Dinge ihren Erwartungen und Berechnungen entsprach. Die Kiste wurde in den Postkoffer geschickt, ohne daß irgend Jemand etwas von ihrem lebendigen Inhalt gekannt hätte. In der Nacht, als nach ihrer Meinung alles im Hause zur Ruhe gegangen war, konnte sich die Garnet mit leichter Mühe aus ihrem Gefängniß befreien. Einen mitgenommenen Hut und ein Jackett darin zurücklassend, öffnete sie in erstaunlich fastblitziger Berechnung zunächst mittels des im Schloße hängenden Schlüssels die hintere Ausgangsthür, um im Falle einer Entdeckung durch die Hinderniß nicht in ihrer Flucht aufgehalten zu werden. Dann, als sich etwas im Hause zu regen schien, kehrte sie noch einmal in den Postkoffer zurück. Auf diesem Wege verlegte sie sich an einem vorstehenden Nagel die Hand. Eine halbe oder ganze Stunde später erst stieg sie, mit dem Chloroformfläschchen und einem scharfgeschliffenen Dolchmesser ausgerüstet, die Treppe in das obere Stockwerk empor, und ohne Zweifel ist es gewesen, die von den inzwischen geräuschlos eingedrungenen Dieben beobachtet wurde. Sie horchte an der Thür des Zimmers, darin sie ihr Opfer vermuten mußte. Da sie aber drinnen ein Geräusch zu vernehmen glaubte, entfiel ihr der Muth, und sie stieg unverrichteter Dinge wieder in den Keller hinab. Aber sie hatte ihren Plan trotzdem nicht aufgegeben, und nach Verlauf einer weiteren Zeit, deren Dauer sie getrennt nicht mehr angeben vermochte, unternahm sie den verhängnisvollen Weg zum zweiten Male — diesmal leider mit vollem Gelingen ihres verbrecherischen Vorhabens. Sie mußte genau, wo das Bett stand, und sie bemühte sich, das mit Chloroform getränkte Taschentuch aus Nase und Mund der Schlafenden zu drücken. Bei der Berührung aber erwachte die unglückliche Frau und suchte sich ihrer Angreiferin zu erwehren. Ein eigentlicher Kampf hat wohl kaum zwischen ihnen stattgefunden, dazu waren ihre Kräfte zu ungleich, und das Betäubungsmittel mag überdies sehr bald seine Wirkung gelöst haben. Die Wunde an der Hand fing aber dabei an zu bluten und ertönte nicht nur die Blutspuren auf dem Bettstiffen wie im Keller, sondern sie ist auch die Vergeltung gewesen, der die Mörderin nach furchtbaren Leiden zum Opfer fiel. Aus Furcht, einen Verdacht auf sich zu ziehen, hatte sie nicht gewagt, zu einem Arzt zu gehen, und sie suchte die heftige schmerzende Verletzung stets durch das Tragen von Handschuhen zu verbergen. Die Folge dieser Vernachlässigung war der Eintritt einer Blutvergiftung, die endlich ihre Aufnahme in ein Berliner Krankenhaus notwendig machte. Die Ärzte versuchten durch wiederholte Operationen ihr Leben zu erhalten, aber bei dem vorgeschrittenen Stadium der Vergiftung vermochte ihre Kunst nichts mehr auszurichten. Die Unselige ist gestorben, nachdem sie unmitteibar vorher in der Bewußtheit ihres nahen Todes mit einem Berliner Richter noch ein unumwundenes Geständniß abgelegt hat. Sie hatte sich des mitgebrachten Dolchmessers nicht zu bedienen brauchen, denn nachdem sie der betäubten Frau, um ihr Köcheln unhörbar zu machen, wohl zehn Minuten lang mit der ganzen Kraft ihres Körpers den Kopfschlag auf das Gesicht gedrückt hatte, gewann sie die Ueberzeugung, daß ihr Opfer todt sei, und daß sie sich eine weitere Schicksalarbeit ersparen könne. Sie stieg — nach ihrer eigenen Versicherung vollkommen ruhig — wieder in den Keller hinab, holte ihren Hut und ihre Jackett aus der Kiste und verließ die durch die hintere Thür unangekündet das Haus. Auf dem Wege durch den Garten sah sie im Mondlichte etwas Glänzendes im Sande liegen, das sie halb mechanisch aufhob und zu sich steckte. Es war das von den Dieben bei der eiligen Flucht verlorene Hundertfrankenstück, dessen Aufzählen in Berlin uns so viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Dann stieg sie gleich den Einbrechern über die niedrige Mauer in den Garten der unbewohnten Nachbarvilla und gewann von da unangesehen die Straße. Sie glied an, sich dann noch ein paar Tage lang in der Stadt aufzuhalten zu haben, und sie hat sogar nach einem Verlußt gemacht, sich durch Bitten und Vorstellungen den verlorenen Geliebten wiederzugewinnen. Als Ollendorfs indessen ihre Annäherungsversuche mit Entschiedenheit zurückwies und ihr erklärte, daß es keine Absicht sei, nach Amerika auszuwandern, hatte sie die Thien, ihn in einer anonymen Aufschrift als den Thäter des in der Villa Brünning verübten Verbrechens zu bezeichnen, weil sie dadurch seine Reue zu bereiten hoffte. Dann kehrte sie nach Berlin zurück, ohne daß sich aus nur der geringste Verdacht gegen sie erhoben hätte.“

„In der That ist es gewesen, die das Geldstück zu veranlassen suchte?“ fragte der Kommissar.

„Rein. Zu der Zeit, da sich dieser Vorfall ereignete, war sie bereits im Anstaltenhause. Aber ihre Schwester hatte die verheißene Wunde gefunden und sich aus drückender Noth zu ihrer Verwerthung entschlossen. Diese Schwester ist mir selber rein zufällig in den Weg, als ich nach vieler Mühe endlich auf die Spur des

Ristenbesizers gekommen war und ihn in seiner Behausung aufsuchte, um nähere Auskünfte über die von ihm verschickte Person zu erlangen. Da fiel es mir nicht mehr zu schwer, die beiden zu einem Geständniß zu bewegen, das dann am Sterbebette der unseligen Violetta seine letzte Bestätigung und Ergänzung fand.“

Diese Stelle war seinen letzten Worten gefolgt. Margarethe hatte leise weinend ihren Kopf an der Schulter des Kommissars verborgen. Auch Gerhards Brünning that keine weitere Frage mehr.

An der nächsten Station stieg der Kriminalkommissar unter einem Vorwande aus, um seinen Platz in einem anderen Abtheil zu wählen, denn er war taftvoll genug, um zu empfinden, daß diese beiden Menschen nicht ertragen konnten.

Trotz ihres Alleinins sprachen sie nicht viel miteinander. Aber jedes von ihnen verstand auch ohne Worte, was im Herzen des anderen vorging.

Erst als in der Ferne die Thürme der Stadt aufstauten, darinnen sie so Schwere hatte durchleben müssen, sagte Margarethe leise: „Du wirst noch heute Deinen Bruder aufsuchen — nicht wahr? — Und Hermann —“

„Ich werde für Hermann thun, was ich an meinem eigenen Sohne thun würde, wenn ich an ihm gut zu machen hätte, was an meinem unglücklichen Neffen gescheit worden ist.“

Da schlangen ihre Arme sich noch einmal um seinen Nacken, und ihre Lippen flüsterten ihm in's Ohr: „Und ich — Du Theurer, ich will Dir's danken durch ein ganzes Leben voll grenzenloser, hingebender Liebe!“

(Ende.)

Entrüstung.

Schmierer - Schauspieler, als der Souffleur eine auf die Bühne gefallene Wurst verschwinden lassen will: „Wollen Sie sie gleich bergen! Wer hat den Hamlet gespielt — ich oder Sie?“

Befondere Kennzeichen.

Frau Huber kommt auf die Polizei, um schluchzend zu erzählen, daß ihr Mann seit drei Tagen verschwunden ist. Sie vermuthet, daß er verunglückt ist. Ein Beamter notirt das Signalement des Vermissten. Bei der Rubrik „Befondere Kennzeichen“ schludzt Frau Huber: „alleweil burschig.“

Seit einigen Jahren will man die Bemerkung gemacht haben, daß die Körpergröße der Japaner in der Zunahme begriffen ist. Wenn die kleinste Japaner die Russen überbieten konnten, was ist alsdann von ihren größeren Nachkommen zu erwarten?

Möge es unserm neuen Kriegsminister vergönnt sein, ebenso friedlich, wie es sein unmittelbarer Amtsvorgänger getan, seines Amtes zu walten.

Vorbeigelen ist für manche das einzige Mittel, vielleicht einmal zu treffen.

Nach dem letzten Zensurbericht wurden im Jahre 1907 in den Ver. Staaten für \$90,000,000 Automobile gemacht. Das kann denen wenig helfen, die sich keines kaufen können.

Gerade weil sie hoch ist, lärmt die Trommel so laut.

In Rom wurde ein Duell unterbrochen und die Fortsetzung bis zum nächsten Morgen vertagt. Recht so. Die anderen Kommodien werden ja auch in mehreren Akten gegeben.

Unser Fernrührer mit Venezuela ist in der freundschaftlichen Weise vor sich gegangen.

Die Prohibition greift jetzt auch auf andere Gebiete über. Der Stadtrat von Montclair, N. J., hat den Hund das Weilen nach sechs Uhr abends verboten. Wird einem Hunde bewiesen, daß er nachts bellt, so muß sein Herr für den ersten Fall \$5, für jeden weiteren \$10 Strafe zahlen. Die Schwierigkeit bezieht nur darin, dem Hundewieh die Stadtratsverfügung klar zu machen. Kefen können doch die Vieher nicht.